

Der Erzähler.

Wöchentliche Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Merkur“.

Verantwortlicher Redacteur Carl Kraus, Düsseldorf, Bülkerstr. 6.

Nr. 3.

Samstag, 15. Juli 1882.

1. Jahrg.

Strategische Studien.

Humoristische Erzählung von A. M e l s.

3)

„Genug der Schelmereien,“ sagte der Oberst; „daß Du um einen guten Witz nie in Verlegenheit bist, weiß ich; aber sei ernst, wenn es Dir möglich ist! Wenn Du nicht — absolut nicht auskommen kannst, so sag's; dann werde ich — nach Prüfung — vielleicht Deine Zulage vergrößern; aber mach mir keine Schulden mehr. Das ist läppisch, — wenn man es nicht braucht! — Als ich Lieutenant war — du lieber Himmel! Da mußte ich mich ganz anders einschränken!“

„Selbstverständlich,“ meinte Alfred.

„Wieso — dabei finde ich gar nichts Selbstverständliches!“

„Natürlich! Sie wollen sich doch nicht etwa mit mir vergleichen? Hatten Sie etwa einen so reichen Vater wie ich? Nein! Also! — Und dann, Papa — ich weiß ja, daß es Ihnen jedesmal Freude macht, wenn Sie etwas für Ihr einziges Kind thun. Wäre ich nicht ein unwürdiger, entarteter Sohn, wenn ich solch einem guten Vater eine Freude verderben oder die Gelegenheit vorübergehen lassen würde, ihm eine solche zu bereiten?“

Der Herr Papa machte verzweifelte Anstrengungen, seinen Ernst zu wahren; — es ging nicht! Und lachend erwiderte er:

„So muß ich mich vielleicht bei Dir noch bedanken daß Du meinen Beutel durch Deine Schulden, leerst?“

„Ich mache auf Dank keine Ansprüche,“ erwiderte Alfred mit Pathos, „aber ich weiß nicht, lieber Papa, ob Ihr Gerechtigkeitsfönn Sie nicht dazu anspornen müßte!“

Das war zu viel. Beide brachen in ein helles Gelächter aus. Nachdem es sich endlich gelegt, sagte der Obrist, indem er einen Stuhl heranzog und sich setzte:

„Nun ist es aber gut! — Jetzt sei vernünftig, wenn es Dir möglich ist — ich habe ernst mit Dir zu reden!“

Das sind die Zinsen der Summe, die Sie für mich bezahlt haben!“ murmelte der Lieutenant.

„Mundhalten!“ kommandierte jener — und dann schwie er eine Weile. Er suchte sichtlich eine passende Einleitung für das zu Sagende. Als er dieselbe

jedoch nicht fand, platzte er gerade heraus: „Also Du willst die Sophie nicht heiraten?“

„Zu Befehl, nein! Herr Obrist!“

„Na! — Dann tröste Dich, mein Junge, sie will Dich auch nicht zum Manne nehmen!“

„Ich hätte dem kleinen, unbedeutenden Mädchen kaum so viel gesundes Urtheil zugetraut!“ versetzte Alfred gelassen.

„Ganz meine Meinung!“ rief der Obrist, aber sich gleich verbessernd, fügte er hinzu: „Das heißt, das wollte ich nicht sagen — im Gegentheil! — Ich wollte sagen — zum Donnerwetter! — wenn man Lieutenant ist — ein schmucker Kerl, wie Du, — reich wie Du — mit einem Namen wie Du — da muß man sich doch . . . zum Teufel! da muß man sich doch ärgern, wenn man einen Korb bekommt!“

„Ich ärgere mich auch!“ meinte der Lieutenant mit der größten Gelassenheit.

„So? — Der Kuckuck, wenn man es Dir ansieht!“

„Sie verstehen mich falsch, lieber Papa; — ich ärgere mich, daß ein junges Mädchen ohne die geringste Lebenserfahrung einen so außerordentlichen Scharfblick besitzt, der fast all unsern Damen der guten Gesellschaft fehlt. Die sind in Paris und in London gewesen, die haben Männer allerlei Schlages gesehen und frequentiert — die berühmtesten und die gelehrtesten — und sind nicht einmal fähig, einen Dragonerlieutenant nach seinem wahren Werte zu beurteilen. — Wenn ich mich denen nähere und ihnen ein halb Duzend Schmeicheleien sage, die in ihrer neunundneunzigsten Auflage sind, dann werden sie unter ihrer Schminke rot vor Entzücken, während Sophie . . .“

„Nun?“

„Die dreht mir ganz einfach den Rücken zu, wenn ich anfangs, Süßholz zu raspeln.“

„Da hat das Mädel ganz Recht!“

„Freilich hat sie Recht, und eben weil sie Recht hat, ärgere ich mich ja!“

„Dann sprich ihr — von etwas anderm . . . von . . .“

„Aber Papa, ich bitte Sie — wovon soll denn ein Dragonerlieutenant mit einem jungen Mädchen sprechen, wenn er ihr nicht sagen darf, daß sie hübsch ist? — Und dann dieser unerträgliche — unleidliche Scharfblick! — Das ist ja nicht zum Aushalten! — Ich bin überzeugt, daß wenn sie jetzt hereintritt, sie es mir ansieht, daß Sie wieder die Güte gehabt

haben, meine Schulden zu bezahlen, daß sie es errät, daß wir vorige Nacht im Kasino . . . ich habe achtundneunzig Thaler verloren. Papa — ich schwöre, daß sie es mir von der Stirn liest! — Unter solchen Umständen werden Sie begreifen . . .“

„Was? Ich begreife gar nichts . . . als daß mir ein Mühltrad im Kopfe herumgeht.“

„Daß solch ein Mädchen keine Frau . . . für einen Dragoner ist! — Seien Sie unparteiisch, Papa — Sie sind doch auch einmal Lieutenant gewesen, und Großmama erzählte . . .“

„Schon gut! — Schon gut — lassen wir das!“

„Vortrefflich! — lassen wir die ganze Geschichte und sprechen wir von etwas anderm!“

„Aber wir müssen doch zu einem Resultate kommen!“

„Sind wir denn immer noch nicht da? — Sieht es eine klarere Situation als die unsre? Sie will mich nicht — ich will sie nicht; Sie, lieber Papa, geben ihr Recht — die Generalin, ich weiß es, mir! Also! . . . das ist ja alles kristallhell!“

„Freilich! — aber zum Donnerwetter! es flimmert mir vor den Augen bei all Deinem Wortkram! — Aber die Generalin ärgert sich, daß Du ihre Rechte ausschlägst — ich ärgere mich, daß sie meinen Sohn nicht zum Mann haben will . . .“

„Ich ärgere mich, daß sie mich nicht will, sie ärgert sich, daß ich sie ausschlage, sehen Sie, Papa, das ist eine klare Situation, aber von der andern Seite her beleuchtet. Ich glaube nicht, daß es auf der ganzen Welt vier Personen giebt, die unter einander so einig sind wie wir! Bleiben wir so, Papa, in allen Fragen des Lebens eines Sinnes; dann können wir Großes leisten! Ich habe einmal auf der Schule etwas von der Concordia auswendig lernen müssen — das würde für uns passen, wenn ich es noch wüßte! Ja, Papa — bleiben wir so! . . . das heißt: Sie — denn ich muß fort, habe Dienst und bin ja eigentlich nur herausgeritten, um Ihnen zu danken!“

Während dieses ganzen Gewitterregens von Worten hatte der Obrist seinen Kopf mit beiden Händen fest gehalten. Jetzt, da sein Sohn die Absicht kundgab, ihn zu verlassen, atmete er tief auf und murmelte:

Wenn er nur erst fort ist — dann wird mir schon etwas Gescheites einfallen, aber so lange er da sitzt und schwätzt . . .

Dann sich an den Lieutenant wendend, sagte er, indem er ihm die Hand reichte:

„Ja so . . . Du willst fort? — nun dann lebe wohl, mein Junge!“

„Auf Wiedersehen, Papa!“

„Wann kommst Du wieder zu mir her?“ fragte der Obrist seinen Sohn.

„Sonabend, wenn Sie wollen, werde ich den ganzen Abend mit Ihnen verbringen — wenn Sie mich provozieren, gewinne ich Ihnen Ihr Geld im Piquet ab!“

„Das wäre ja ein wahres Gaudium für die Generalin,“ meinte der Obrist, der mit einem Male gänzlich vergessen hatte, über welchen Gegenstand er

sich mit seinem Sohne seit einer Viertelstunde unterhalten hatte — „ein wahres Gaudium, denn denk Dir nur . . .“

Der Zufall wollte es, daß des Lieutenants Blick in diesem Augenblick auf einen großen Wandspiegel fiel, der ihm gegenüber hing. Er machte eine schnell unterdrückte Bewegung und biß sich in die Lippen. Im Spiegel hatte er die Generalin gesehen, welche plötzlich vor dem offenen Fenster, welches auf den Gang zur Veranda führte, stehen geblieben war. Sie mußte jedes Wort von dem hören, was im Zimmer gesprochen wurde.

„Denk Dir nur,“ fuhr der Obrist fort, „sie behauptet — bewundere die Logik der guten Frau, daß ich nichts vom Spiel verstehen könne, da ich so oft gewinne! Hast Du so etwas schon einmal gehört?“

Der Spott war wiederum dem Lieutenant in den Nacken gesprungen. Er nahm eine äußerst ernste Miene an und sagte: „Papa, ich möchte nicht gerne den Respect verletzen, den ich Ihnen schulde; aber beim Piquet lösen sich alle Bande der Natur! Senden Sie mich aufs Schafott, aber meine letzten Worte werden sein: Die Frau Generalin hat wirklich Recht — wie sie ja überhaupt stets Recht hat!“

Einige Sekunden lang blieb der Obrist wie versteinert; er war richtig dem neuen Schelmenstreich seines Sohnes zum Opfer gefallen, dann brauste er aber wie ein Orkan auf und sprang von seinem Sessel.

„Dreizehn Millionen Donnerwetter . . . Du . . . Du . . .“

In diesem Augenblick trat die Generalin hastig ins Zimmer und stand in einem Momente zwischen Vater und Sohn. — Der Lieutenant war aufgesprungen, und obgleich er sich die Lippen wund beißen mußte, um das Lachen, das ihn zu überwältigen drohte, zu unterdrücken, gelang es ihm doch, eine bestürzte Miene anzunehmen.

„Wenn ich gewußt hätte, . . . Excellenz . . . hätte ahnen können . . .“ flötete er.

Die Generalin streckte wie abwehrend beide Arme aus — und diese hohe Bewegung wollte sagen, daß die Frage jetzt ihrer Entscheidung unterläge — ergo als gelöst zu betrachten sei.

„Sie haben Unrecht, Herr Lieutenant,“ begann sie — der Vater hob den Kopf in die Höhe — der Sohn dankte dem Himmel, den seinen niederbeugen zu können, um so desto leichter ernst zu bleiben.

„Der Herr Obrist“, fuhr sie fort, „hat zwar das Unglück, stets gute Karten zu haben; aber wenn dies nicht der Fall wäre, würden Sie erkennen, daß Ihr Herr Vater sich durch lange Uebung eine nicht ungewöhnliche — nennen wir es eine Routine — erworben hat.“

Der Obrist wandte sich mit einer nervösen Bewegung um — der Lieutenant verbeugte sich vor der Urteilsverkünderin! — Nun passierte aber daselbe, was einige Augenblicke vorher schon einmal geschehen war. Der Vater warf einen Blick in den Spiegel und bemerkte die verzweifeltsten Anstrengungen seines

Sohnes, um ernst zu bleiben. Wie Schuppen fiel es plötzlich von seinen Augen.

Warte, Du Schelm, murmelte er in seinen Bart, den Streich sollst Du mir vergelten . . . das will ich Dir aufstreichen.

Während dessen hatte die Generalin durch eine andere ihr eigene Handbewegung zu erkennen gegeben, daß dieser Zwischenfall erledigt sei, und sich mit einem freundlichen Lachen an den Offizier wendend, sagte sie: „Ich freue mich, Sie zu sehen, Herr Lieutenant. Unsere Tage beginnen eintönig hier auf dem Lande zu werden und etwas Gesellschaft thut uns not. Der Dienst nimmt Sie wohl außerordentlich in Anspruch. Ich weiß ja, wie das geht — das ist einmal nicht zu ändern.“

Nun war aber der Herr Lieutenant Alfred von Berting ganz der Mann dazu, der Frau Generalin von Hohenberg die tollsten Räubergeschichten von der Strenge und der Vielseitigkeit des Dienstes vorzuschwindeln — wie das jetzt so ganz anders wäre wie ehemals, wo die Lieutenants auch Zeit hatten, sich hie und da zu zerstreuen, während ihnen jetzt nicht eine Viertelstunde Zeit übrig bliebe; er hatte sogar schon begonnen: „Wie Excellenz ganz richtig sagen, der Dienst nimmt mich außerordentlich in Anspruch“, als er an der Thür ein kleines Geräusch vernahm, als wenn Seide sich gegen einen andern Gegenstand reibe. Wahrscheinlich würde eine feindliche Batterie nicht fähig gewesen sein, dem Herrn Lieutenant das Wort abzuschneiden; aber seltsamer Weise that es dieses kaum vernehmbare Geräusch. Er begann erst zu stottern, dann wandte er sich um und verbeugte sich.

Die Baronesse Sophie war eingetreten. — Auch die Generalin warf einen Blick nach rückwärts, stieß ein kleines „Ah“ aus und sah den Lieutenant an, von dem sie die Fortsetzung seiner Klagen über die Strenge seines Dienstes erwartete.

Aber, wie er ganz richtig einige Augenblicke vorher zu seinem Vater gesagt hatte, das junge Mädchen war in der That keine Frau für einen Dragoner-Lieutenant, denn ihr einfaches Erscheinen hatte genügt, um Alfred von Berting dermaßen aus dem Concept zu bringen, daß er nicht mehr fähig war, seiner Zunge freien Lauf zu lassen und der Generalin die bewußte Geschichte von der so außerordentlichen Strenge des Dienstes aufzutischen.

(Fortsetzung folgt.)

Das Sprüchwort im deutschen Recht.

(Schluß.)

Auf die Beweistheorie des alten Prozesses bezieht sich das Sprüchwort: „Ein Zeuge, kein Zeuge.“ Dieser Ausspruch ist wörtlich zu verstehen. Ein Zeuge machte gar keinen Beweis, mindestens mußten deren zwei beigebracht werden, und je mehr Zeugen eine Partei stellen konnte, desto günstiger war ihre Lage im Prozeß. Beiläufig sei bemerkt, daß bei Leistung des Zeugeneides der Schwörende die Hand auf sein entblößtes Schwert legte. Dieselbe Bedeutung wie dem vorerwähnten hat man dem Sprüch-

worte: „Eines Mannes Red', eine halbe Red'; man hör' sie alle beed“ beilegen wollen, indessen wird man mit Eiseharth annehmen müssen, daß dies Sprüchwort eine Mahnung an den Richter enthält. Derselbe soll nicht einseitig verfahren, sondern den Sachverhalt eingehend prüfen und zu diesem Zwecke auch die Gründe des Gegners sorgfältig erwägen.

Daß auch schon unsere Vorfahren weit davon entfernt waren, einen Prozeß zu den Annehmlichkeiten des Lebens zu zählen, beweist das alte, zu allen Zeiten wahr gebliebene Sprüchwort: „Es ist besser ein magerer Vergleich, denn ein feistes Urteil“, oder, wie ein anders Sprüchwort sich drastischer ausdrückt:

„Wer will hadern um ein Schwein,
Der nehme eine Wurst, und lasse es sein.“

Derselbe Gedanke findet sich wieder in dem Ausspruche: „Es ist besser ein halbes Ei, als eine ledige Schale.“

„Was man schreibt, das bleibt“, sagt man, um zur Vorsicht zu mahnen beim Abschluß von Geschäften und um sich in der schriftlichen Aufzeichnung ein Beweismittel zu sichern. Man wird nicht fehlgreifen, wenn man den Ursprung dieses Sprüchwortes in eine spätere Zeit verlegt, denn, wie oben erwähnt worden, hieß es in älterer Zeit beim Abschluß vom Beträgen: „Ein Mann, ein Wort.“

Auch das Sprüchwort: „Wo nichts ist, hat der Kaiser sein Recht verloren“ gehört dem Prozeßrechte an. Man bezeichnete damit, was die Juristen heute *frusta excessus* nennen, nur daß der zahlungsunfähige Schuldner in der guten alten Zeit nicht so glimpflich davonkam, wie dies heutigen Tages der Fall ist. Man stellte ihn dem Betrüger gleich und schloß ihn, wenn er nicht gar „an Leib und Leben“ gestraft wurde, von allen Ehren und Rechten aus. Nach einer Polizeiordnung der freien Reichsstadt Frankfurt a. M. mußten böse Schuldner drei Jahre hindurch einen gelben Hut tragen, und im alten Sachsen wurden sie zur Hand und Halfter geschlagen, eine Strafe, welche darin bestand, daß sie öffentliche Arbeiten verrichten mußten. Auch sagte man: „Böse Schuldner kriechen den Weibern unter den Pelz“, wodurch die auch heute noch oft genug zu machende Erfahrung bezeichnet werden soll, daß der Schuldner die vorhandenen Vermögensstücke, welche der Gläubiger in Anspruch nimmt, als Eigentum seiner Ehefrau ausgibt.

Das Sprüchwort: „Man hängt Keinen, man habe ihn denn“, oder, wie wir heute sagen: „Die Nürnberger hängen Keinen, bevor sie ihn haben“, hatte im alten deutschen Recht keineswegs den Beigeschmack des Lächerlichen, den wir heute damit verbinden. Es will sogar, daß der in seiner Abwesenheit verurteilte und später ergriffene Verbrecher vor Vollstreckung der Strafe billiger Weise mit seiner Verteidigung gehört werden müsse.

Einen Anklang von dieser Anschauung könnte man in der Bestimmung unserer neuesten Strafprozeßordnung finden, nach welcher gegen Abwesende eine Hauptverhandlung in der Regel nicht stattfinden kann. Dieser Bestimmung liegt die Humanitätsrück-sicht zugrunde, daß man annimmt, dem Abwesenden werde die Verteidigung erschwert. Auch für diese

moderne Anschauung findet sich ein Analogon in dem alten Sprichworte: „Flüchtig Mann, schuldig Mann.“ Das heißt nichts anderes als: der Abwesende wird leicht schuldig befunden, weil er außer Stande ist, sich zu verteidigen. „Die Krähe läßt das Hüpfen nicht“, oder nach heutiger Redeweise: „die Katze läßt das Mausen nicht“, sagte man in Bezug auf einen Augeschuldigten, welcher wegen derselben Strafthat bereits früher bestraft worden war, und sich mithin, wie wir heute sagen, im Rückfalle befand. Wegen seiner Vorbestrafung hatte er die Vermutung der abermaligen Thäterschaft gegen sich. Derselbe Gedanke wird durch das Sprichwort: „Wer einmal stiehlt, heißt allezeit ein Dieb“ ausgedrückt.

Die Hoheitsrechte des Landesherrn betrifft das auch für uns und unsere heutigen Verhältnisse sehr beherzigenswerte Sprichwort: „Ein jeder Herr ist Papst in seinem Land.“ Dasselbe war schon lange vor der Reformation im Gebrauch und weist die Uebergänge der Hierarchie in die weltliche Macht-sphäre der Landesherrn, auf welche sie zu allen Zeiten, jetzt ebenso wie vor Jahrhunderten, lustern war, zurück.

Oft tritt das altdeutsche Rechtspruchwort in recht frappierender Form auf, so daß es, ohne seine Entstehung und Bedeutung zu kennen, eine Ungereimtheit zu enthalten scheint. Es sei gestattet, auch hier von einige Beispiele beizubringen. Sinnlos, oder wenigstens wie eine schwer zu lösende Rätselfrage erscheint das Sprichwort: „Ein Herr, kein Herr; zwei Herren, ein Herr.“ Dasselbe hat wie das zuletzt angeführte eine staatsrechtliche Bedeutung und bezieht sich auf das Verhältnis mehrerer Mitregenten den Unterthanen gegenüber. Es will besagen, daß bei dem Vorhandensein von zwei oder mehreren Landesherrn, einem Verhältnis, welches bis in die neuere Zeit hinein in Deutschland nicht selten getroffen wurde, keiner derselben ohne Vorwissen und Einwilligung des andern Gesetze und Verordnungen mit rechtsverbindlicher Kraft für die gemeinsamen Unterthanen erlassen könne.

Noch räthelhafter erscheint das Sprichwort: „Die Tochter frißt die Mutter.“ Man wandte es deshalb auf die Zahlung von übermäßig hohen Zinsen an, indem man unter der Mutter das Kapital und unter der Tochter die Zinsen verstand. Im übrigen bedienen wir uns noch heute einer ähnlichen, ganz dasselbe bedeutenden Redewendung, indem wir sagen: „die Zinsen fressen das Kapital auf.“ Hierbei sei erwähnt, daß das älteste deutsche Recht gar keine Zinsen kannte. Indessen müssen dieselben schon ziemlich früh gebräuchlich gewesen sein, weil sie schon durch die Kapitularien der fränkischen Könige verboten wurden. Trotz dieses und anderer, namentlich unter Einfluß des kanonischen Rechtes erlassenen Verbote wurden sie später die Regel, so daß das lübische Recht geradezu den Satz aufstellt: „Geld, so keine Renten giebt, wird nicht vermutet.“

Was wir in Vorstehendem darthun wollten, das ist der Zusammenhang vieler noch heute allgemein gebräuchlicher Sprichwörter mit dem Rechts-

leben unserer Altvordern. Das Sprichwort bildet einen jener vielen unsichtbaren Fäden, welche die Neuzeit mit der Vergangenheit verbinden. Wenn es auch vielfach seine ursprüngliche Bedeutung verloren hat, oder wir uns wenigstens derselben nicht mehr klar bewußt sind, so lebt es doch heute noch im Munde des Volkes, und dieselben Worte, welche vor fernem Jahrhunderten unsere Vorfahren in Ernst und Scherz gebrauchten, erklingen noch heute im Munde der Enkel. Dem kundigen Forscher aber wird das Sprichwort zum Wegweiser in die Vergangenheit und zur Quelle des Rechtes, der Sitten und Gebräuche einer längst verschollenen Zeit.

Die fashionablen Kirchen und Prediger New-Yorks. *)

Gibt es etwas Seltsameres und für amerikanische Verhältnisse Charakteristischeres, als die sogenannten fashionablen protestantischen Kirchen, wie wir sie in Newyork hauptsächlich an der fünften Avenne und in den anliegenden Straßen sehen? Der Löwe und das Lamm werden im tausendjährigen Reiche nicht friedlicher zusammenliegen, als Kirche und Welt in diesen merkwürdigen Etablissements, die schon in ihrer äußern Ausstattung eine seltsame Verquickung entgegengesetzter Elemente ausweisen. Während man in den anderen Ländern gewöhnlich bemüht ist, sowohl in dem Baustil wie in der innern Ausschmückung von Kirchen eine gewisse einfache Erhabenheit zum Ausdruck zu bringen und die den Zuhörer umgebenden Eindricke so zu gestalten sucht, daß dieselben dazu beitragen, die Gemeinde den Alltagsgedanken zu entziehen und auf ein höheres Niveau der Empfänglichkeit für die mahnende Stimme des ewigen Gesetzes zu stellen, geht das Streben des fashionablen Kirchenbaumeisters im Gegenteile dahin, aus der Kirche jeden Gegenstand zu verbannen, der in allzu lebhafter Weise an die Bestimmung des Ortes erinnern könnte. Andererseits sucht er vielmehr jede Bequemlichkeit zu gewähren, welche die Raffiniertheit des modernen Geschmacks erfunden hat, so sehr dieselbe auch im Widerspruch mit der Natur des Platzes stehen mag, so daß zum wenigsten in betreff des Komforts die ihr Boudoir für einige Stunden aufgebende Modedame keinen Unterschied bemerkt.

Wohin wir blicken, bemerken wir die geschickte Hand des Polsterers und Kunstschreiners, die im Verein dafür gesorgt haben, eine Ausstattung zu schaffen, an deren Pracht auch das kritischste Auge nichts aussetzen könnte, wenn sich nicht störend in unseren Enthusiasmus das Bewußtsein einmischte, wie wenig doch diese Brüsseler Teppiche, in welchem der Fuß fast versinkt, diese modernen Holzschnitzereien

*) Aus dem Werke: Amerika. Eine ethnographische Rundreise durch den Kontinent und die Antillen. Charakterbilder, Sittenschilderungen, Scenen aus dem Volksleben. Nach den besten und neuesten Quellen bearbeitet von Dr. Johannes Baumgarten. Stuttgart, Kiegersche Verlagsbuchhandlung.

mit ihren Amors und Amoretten, diese Kirchenstühle, die sich von Sofas nur dadurch unterscheiden, daß sie bequemer sind, wie wenig alle diese Gegenstände dazu beitragen können, einer Kirche den ihr eigentümlich sein sollenden feierlichen Charakter zu verleihen.

Nach der Orgel sehen wir uns vergeblich um, da dieselbe der neuesten Mode gemäß in einer sich dem Auge entziehenden Weise angebracht ist, und ebensowenig ist es möglich, ausfindig zu machen, in welcher Weise die Kirche des Abends erleuchtet wird, da die mächtigen Armleuchter und Glaskuppeln, die man früher als Ornamente einer Kirche betrachtete, schon lange verschwunden sind, als ob man sich des Faktums, daß überall abends Gottesdienst gehalten wurde, schäme. Was die Kirchenuhr anbetrifft, so erfreut sich dieselbe allerdings noch einer Existenz der Duldung, wagt jedoch, daß sie keineswegs bei unsern nervenschwachen Damen in Gunst steht und wahrscheinlich für ihre Zukunft fürchtet, nur in gedämpften Tönen die Stunde zu verkünden, um nicht allzu mahrend an ihr Dasein zu erinnern. Das Licht, welches durch farbige, mattgeschliffene Gläser fällt, verletzt das Auge nicht, stimmt ausgezeichnet zu der gediegenen Eleganz, auf die wir überall stoßen und erleichtert es außerdem der Versammlung, weniger interessante Partien des Gottesdienstes zu verschlafen.

Zu sagen, daß der Zweck dieser kostbaren und eleganten Einrichtungen sei, arme Leute zurückzuschrecken, würde Verleumdung sein. Im Gegenteil werden Personen, deren Anzug und Benehmen verrät, daß sie weniger lohnenden Beschäftigungen obliegen, als die Mehrzahl der versammelten, ebenso höflich mit Sitzen versehen werden wie diejenigen, welche in Equipagen angefahren kommen, ja die Gegenwart derartiger Besucher wird gelegentlich geradezu systematisch gesucht. Nichtsdestoweniger fühlen sich die Mittellosen zurückgestoßen, da sie wissen, daß sie nicht imstande sind, ihren Anteil zur Aufrechterhaltung derartiger Institute beizutragen, und nicht wünschen, auf Kosten anderer an denselben teilzunehmen. Alles in der Kirche scheint darauf hinzuweisen, daß wir es mit einem exklusiven kirchlichen Klub zu thun haben, der nur für Leute mit 10 000 Dollars jährlich und aufwärts geschaffen ist.

Es ist Sonntag Morgen und die Thüren dieses schönen Salons sind geöffnet. Mit versteckter Pracht gekleidete Damen, untermischt mit solchen, die es nicht über sich hoben gewinnen können, ihre auffallenden Toilettegegenstände zu Hause zu lassen, gleiten an uns vorüber. Schwarze Seide, schwarzer Sammet, schwarze Spitzen, deren Einförmigkeit hier und da durch Anklänge an hellere Farben und durch das Blitzen halb verborgener Diamanten unterbrochen wird, bilden die gewöhnliche Garderobe. Schwarz uniformierte Herren künden ihre Ankunft durch das Knarren ihrer Stiefel an. Die Gesellschaft ist gewöhnlich nicht sehr zahlreich, ist jedoch ebenmäßig über die gesamte Kirche verteilt und läßt so das Gefühl der Leere nicht aufkommen. Gleichwie in einer Handelsstadt jedes Ding vom kommerziellen Standpunkte aus beurteilt wird, rangiert auch eine

numerisch schwache, aber finanziell starke Kirche nicht nach der Zahl der Seelen, sondern nach der Zahl der Dollars.

Die Gemeinde ist versammelt. Die leisen Klänge der Orgel sind verhaucht. Eine weibliche Stimme schwingt sich melodios in die Lüfte und übertönt das Knattern der Seidenstoffe und das Flüstern ihrer Trägerinnen. So süß und mächtig ist dieselbe, daß ein Fremder fast glauben könnte, sie gehöre einem himmlischen Chore an; die Einwohner der Stadt jedoch erkennen sogleich eine ihrer beliebtesten Primadonnen, die sie oft in Konzerten und Theatern gehört haben, und lauschen kritisch den zauberhaften Tönen. Gut ist es, daß der hochkünstlerische Gesang uns verhindert, den Worten eine allzustrenge Aufmerksamkeit zu schenken, da andernfalls die mangelnde Harmonie zwischen dem einfachen Texte und der verzierten italienischen Musik uns steigend auffallen müßte. Die Vorstellung ist jedoch in ihrer Art so ausgezeichnet, daß wir an derartige Nebensachen nicht denken. Sobald die Dame ihre Stanze beendigt hat, nimmt ein nobler Bariton, den wir ebenfalls als professionell erkennen, die Melodie auf und gibt uns ein Solo zum Besten und so fort. Es ist klar, daß die ersten Talente, welche für Geld zu haben sind, zur Unterhaltung der Versammlung, engagiert wurden, und wir sind deshalb durchaus nicht erstaunt, wenn man uns mitteilt, daß die Musik jeden Sonntag zwei- bis dreihundert Dollars kostet.

Ueberraschend und der Beachtung wert ist das Faktum, daß diese schöne Musik nicht zieht; ja fast möchten wir sagen, daß, je kostbarer die Musik, desto spärlicher der durchschnittliche Besuch ist. Der Nachmittags-Gottesdienst zum Beispiel in der Trinity-Kirche, jener fast fashionablesten der fashionablen Kirchen, ist wenig mehr als ein hübsches Freikonzert, dem selten zweihundert Personen beiwohnen, und dies trotz des Umstandes, daß die Predigt nie die fashionable Länge, nämlich zwanzig Minuten, überschreitet.

Ist dies feine Präludium beendigt, so beginnt der Prediger, und wenn der letztere nicht ein Mann von außergewöhnlichem Auftreten und hervorragenden Gaben ist, fühlt sich jeder unwillkürlich durch den Kontrast herabgestimmt. Der Prediger spricht von demütigen Gläubigen und wir schauen uns um und sagen: „Sind diese kostbar und elegant gekleideten Personen demütige Gläubige?“ Der Prediger sagt: „Kommt, laßt uns uns vereinigen in süßem Gesang“, und allsobald führen vier gemietete Sänger ein Stück schwerer Musik aus, während die Versammlung, die Augen schließend, passiv dabei sitzt.

Was die fashionablen Kirchen New-Yorks anbetrifft, so genügen allerdings die an denselben angestellten Prediger der Regel nach, was äußeres Auftreten sowie die Form der Reden anbetrifft, jeder billigen Anforderung. Will ein Fremder in möglichst kurzer Zeit ein gutes Englisch lernen, so kann man ihm nur zu einem regelmäßigen Besuche dieser Kirchen raten. Dagegen wird er schwerlich aus den Predigten, die er dort hört, einen Nutzen fürs praktische Leben schöpfen und sich lediglich, je öfter er dieser Spezies von Gottesdienst beiwohnt, um so

enttäuschter fühlen. Was die Zusammensetzung der diese Kirchen unterhaltenden Kongregationen betrifft, so rekrutieren sich dieselben aus unserer Geldaristokratie, die natürlich, wie jede andere Sache, so auch die Religion vom Geschäftspunkte auffaßt. Aus innern Bedürfnis besuchen wenige die Kirche; der Eine ist ein hervorragendes, d. h. ein vielzahlendes Mitglied derselben, um für sein Geschäft Reklame zu machen; ein Anderer tritt derselben bei, um seinen Ruf, der infolge gewisser Stockspeculationen etwas anrüchig geworden ist, zu rehabilitieren; ein Dritter besucht dieselbe aus Gewohnheit; ein Vierter ist ein alter Verehrer der Primadonna mit der engelgleichen Stimme, von der wir im Vorhergehenden sprachen u. Ein Prediger nach dem Schlage von Luther oder Knox würde daher in einer solchen Gemeinde nicht nur auf keine Sympathie zu rechnen, sondern im Gegenteil in kurzer Zeit nach allen Seiten hin angestoßen und sich unmöglich gemacht haben. Was verlangt wird, ist ein Prediger, dessen Stil an Glätte und Ebenmäßigkeit mit der Glätte seiner Kravatte zu wetteifern imstande ist, der niemals seine Predigt über zwanzig Minuten ausdehnt und ebensowenig an dieser vorgeschriebenen Zeit etwas fehlen läßt, sich niemals durch seinen Stoff so weit hinreißen läßt, daß er seine Zuhörer, denen jede außergewöhnliche Erregung ein Grauel ist, mit sich hinriße, und der es außerdem zu vermeiden versteht, allzu unsanft gegen die fashionablen Sünden des Tages zu Felde zu ziehen, obwohl hin und wieder eine kräftige Verwarnung gegen die Sünde im allgemeinen erwünscht ist.

So sind die fashionablen Kirchen Newyorks beschaffen und so muß der Prediger beschaffen sein, der an denselben eine Anstellung mit einem Gehalte von sechs- bis zwölftausend Dollars erlangen will.

Unter dem Canal la Mandie

ist es lange nicht so bedenklich, wie man etwa glaubt; C. Scherer beschreibt in der „Fiskt. Ztg.“ eine kleine Spritztour in recht anregender Weise.

Wir betraten den Tunnel, heißt es da, wie man sich leicht denken kann, mit dem eigentümlichen Gefühle, mit dem jeder Mensch sich einer Unternehmung anvertrauen wird, die er gewohnt war, als eine Monstruosität, als eine Unmöglichkeit zu betrachten. So stieg man vor 50 Jahren in eine Eisenbahn, ohne zu glauben, daß diese Erfindung so rasch alle Bedenken und Vorurteile bestiegen werde. Der Triumph in allen technischen Fragen ist der Erfolg. Sobald der submarine Tunnel nur ein Jahr mit Erfolg funktioniert, wird alle Welt sich mit der Idee, ihn zu benutzen, vertraut gemacht haben, und Millionen werden ihm als dem siegreichen Zerstörer der Seerkrankheit huldigen. Sofort nach unserer Ankunft im Tunnel sahen wir ein originelles Transportmittel zu unserer Weiterbeförderung bereit. Es standen da zwei bis drei auf Schienen ruhende Bänke mit einem kleinen Dache versehen. Die Bänke waren natürlich der Länge nach disponiert, so daß wir seitwärts zu sitzen kamen und auch seitwärts avan-

cierten. Sechs bis acht Arbeiter waren vor jede Bank gespannt, und als wäre es ein Zug der South Eastern, so vorschrittsmäßig erfolgte das Signal und die Abfahrt. Die kleine Bedächtung der Bänke diente zum Schutz gegen das stellenweise niedertröpfelnde Wasser. Diese Vorsicht mag indes übertrieben erscheinen, denn die Wände sind bis auf wenige Stellen ganz trocken. Der Tunnel liegt in einer undruchdringlichen Kreideschicht. Dieser Schicht folgt die Bohrung, und wenn die geologischen Untersuchungen Recht haben, zieht sich diese Schicht fast ununterbrochen bis nahe an die französische Küste fort. Die Feuchtigkeit an einigen Punkten ist kaum nennenswert. Die Anlegung einer Arbeitertracht vor dem Betreten des Tunnels war unter solchen Umständen höchst überflüssig. Beweis dessen war, daß einige Damen, die sich zum Besuche des Tunnels eingefunden hatten, kühn entschlossen, den submarinen Sphären den Anblick ihrer Toilette nicht zu entziehen, auf den Gebrauch des bergmännischen Kostüms gern Verzicht leisteten.

Im Verlauf unserer Fahrt stellte sich rasch eine große Vertrauenseligkeit in unsere neue Situation her. Die ganze Einrichtung des Tunnels ist aber auch eine derartige, um rasch das größte Gefühl der Sicherheit herzustellen. Die glatten Kreidewölbe sind durch starke eiserne Ringe gehalten, jede Erweiterung des Tunnels in Entfernungen von je 500 Meter ist mit starken Pfosten und Balken getragen. Das ganze Innere des Tunnels ist elektrisch beleuchtet und ausgezeichnet ventilirt. Alle 150 Schritt ist eine kleine Swansche Lampe angebracht. Zwei Geleise liegen auf dem Boden des Tunnels auf starken Holzschwellen. An dem untern Teile der einen Wand läuft das Rohr, welches die komprimierte Luft zur Bohrmaschine trägt und das wir bereits bei dem Abstieg im Senkstollen wahrgenommen hatten. Der Tunnel fällt in einem Verhältnis von 1 : 60. Wir kamen somit rasch vorwärts — plötzlich kam uns ein Duft von Blumen und Pflanzen entgegen, vor uns wurde es hell und immer heller. Wir fuhren durch eine mit Guirlanden reich geschmückte Pforte und hielten angesichts eines glänzend ausgestatteten Buffetts: Champagner, Bordeaux, Rheinwein, Sandwiches und Biskuits in reichster Auswahl! Wir waren 1000 Meter von der Küste entfernt, etwa 200 Fuß unter dem Niveau des Meeres und 150 Fuß unter seinem Grunde. Die Temperatur war warm. Wie mir der Ingenieur Beaumont versicherte, variirt das Thermometer im allgemeinen wenig; es hält sich fast immer nahe an 10°, das ist die durchschnittliche Temperatur. Die Hälfte Weges war zurückgelegt, noch einmal flurten die Gläser, ein letztes Vivat, und weiter ging es, immer tiefer unter die ungeheure Wassermenge über unsern Häuptern. Der Tunnel ist bis jetzt in einer Länge von 2000 Meter ins Meer hinaus ausgeführt.

An seinem äußersten Endpunkt, wo wir nach einer Fahrt von 25 Minuten anlangten, steht die Bohrmaschine. Wir konnten weit genug vordringen, um uns ihre Arbeit genau zu veranschaulichen. Da die Bohrung es lediglich mit Kreideschichten zu thun

hat, so sind natürlich Sprengungen aller Art ganz und gar nicht nötig. Die von Colonel Beaumont hergestellte Maschine kam in dieser geologischen Formation mit außerordentlicher Leichtigkeit und Schnelligkeit arbeiten. Darauf beruht eben der Erfolg des Unternehmens, und diese geologische Konfiguration ist eine unbedingte Voraussetzung, wenn der Vorschlag des ganzen Tunnels mit fünf Millionen Fstrl. und fünf Jahren Bauzeit zutreffen soll. Die Bohrmaschine dringt in die Kreideschichten so ein, daß sie die Aushöhlung von sieben Fuß Durchchnitt in einem Male bewirkt. Fünfzehn Scheeren bohren sich in rotierender Bewegung in die Erdmasse ein und graben in einer Woche durchschnittlich 30—40 Meter, ein Resultat, welches mit Leichtigkeit bis auf 100 Meter erhöht werden kann. Das ausgebrochene Material wirft die Maschine in einen Behälter zurück, von dem es in die bereitstehenden Wagen verladen wird. Die Maximaltiefe des Pas de Calais in der projektierten Linie des Tunnels ist 60 Meter. Der Tunnel dagegen wird in einer Tiefe von 100 Meter unter dem Meeresniveau zu liegen kommen. Der Besuch des Tunnels dauerte eine Stunde. Durch denselben Stollen, der uns hinuntergebracht hatte, gelangten wir wieder ans Tageslicht. Unser Auge sah wieder das blaue Meer im vollsten Glanz der Mittagssonne; ein leichter Westwind kräuselte das Wasser, auf dem eine Anzahl großer und kleiner Segelboote nah und fern kreuzten bis dahin, wo Wasser und Himmel in einer Linie zusammenfallen.

Nach Osten richtete sich der Blick auf die Zinnen von Dover-Castle, im Westen gewahrte man die Häuser von Folkestone, zwischen Dover und Folkestone, also im Hintergrunde die senkrecht abfallenden Kreidefelsen. Die Natur hat hier ein rauhes, wildes, pittoreskes Aussehen und läßt nicht die fruchtbare Vegetation ahnen, welche hinter diesen steilen Wänden nach den Ufern der Themse sich ausdehnt. Nach langem Hin- und Herfuchen hatten die Techniker und Geologen diese Stelle zum Ausgangspunkt des Tunnels gewählt. Ein Landschaftsmaler hätte nicht anders gehandelt. Die bewirtende Eisenbahn-Gesellschaft konnte ihren Gästen keinen schöneren Platz als diesen für die letzte Feierlichkeit vor dem Abschied geben. Dicht am Meeresstrand war ein geräumiges Zelt errichtet, in dem eine reich geschmückte Tafel von etwa hundert Bedeckten stand. Die Unterhaltung, die Reden, alles drehte sich um den Tunnel. Da überreichte ein Bote Sir Watkin eine Depesche. Lautlose Stille herrschte bei der Verlesung; das englische Handelsamt, board of trade, will Sir Watkin vor die Gerichte citieren, um sich zu verantworten wegen der unbefugten Fortsetzung der Tunnelarbeiten! Die Regierung betrachtet nämlich das submarine Terrain bis zu drei englischen Meilen seawards als ihr Eigentum. Kaum war die Depesche verlesen, so brachen von allen Seiten enthusiastische Protestationsrufe aus. Das liberale Ministerium hatte neben Irländern und Konservativen noch eine neue Oppositionspartei gefunden. Die Tunnelfrage dürfte von neuem die öffentliche Meinung erregen durch den angekündigten Prozeß, der eine ebenso wichtige wie zweifelhafte Rechts-

frage zum Austrag bringen wird. Mit der Rechtsfrage hängt auch die Geldfrage zusammen, denn wenn die Gerichte der Regierung das Eigentum des submarinen Küstenstrichs zusprechen, so muß die Gesellschaft das Recht, zu bohren und zu graben, käuflich erwerben.

Wie eine Arche Noahs den Niagarafall hinunterfährt.

Gegen 1848 oder 1849 meldeten die amerikanischen Journale, es werde ein entscheidendes Experiment gemacht, um die lange debattierte Frage zu lösen, ob irgend ein lebendiges Wesen in den Niagarafall hinabgerissen werden könnte, ohne den Tod zu finden. Es sollte an einem festgesetzten Tage ein sehr geräumiges Schiff mit allen bekannten Tiergattungen, wilden wie zahmen, der Strömung überlassen werden, um den riesenhaften und gefährlichen Sprung in die Tiefe zu machen. Zugleich kündigten die Journale an, jeder könne für nicht mehr als einen Dollar Augenzeuge dieses merkwürdigen Experimentes sein.

Auf diese Nachricht eilten von allen Punkten der Grenze Scharen von Neugierigen herbei, ja es kamen etliche Liebhaber 200 bis 300 Stunden weit her, um diesem in seiner Art einzigen Schauspiel beizuwohnen, konnte man doch sehen, wie eine wirkliche Arche Noahs, aber ohne den Menschen, einen schwindelhaften Plump in die Tiefe machte.

Das Unglückschiff lag am Ufer. Man hörte darauf ein unbeschreibliches Stimmengewirr: Geschrei, Brüllen, Heulen, Zischen, Pfeifen, Blöcken, Grunzen, was zartbesaiteten Gemütern wahrhaft grausenhaft vorkam, während andere darüber lachten.

Als die verhängnisvolle Stunde schlug, wurden alle Tiere auf dem Verdecke freigelassen, das Schiff von einem Remorqueur in die Mitte des Stromes geschleppt und dann, nachdem man ihm einige kräftige Stöße gegeben, der reißenden Strömung überlassen. Eine Zeitlang ging die Fahrt ganz gut, dann aber, von der stets schneller werdenden Flut erfaßt, stieß das Schiff heftig gegen Klippen an und blieb zuletzt zwischen zwei großen Felsen unmittelbar am Wasserfalle stecken. Man konnte jetzt eines der merkwürdigsten und aufregendsten Schauspiele der Welt sehen. Beim Anblicke der drohenden Gefahr suchten alle Tiere je nach ihrem Naturell und ihrem Verstande, Mittel und Wege, dem Tode zu entgehen. Die Bären und die Affen stiegen in das Takelwerk, wobei sie mit dem Auge den Abstand vom Ufer abmaßen und von Zeit zu Zeit einen ängstlichen Blick auf den donnernden Wasserfall warfen. Andere Tiere liefen auf dem Verdeck nach allen Richtungen umher. Ein Truthahn, der ganz den Kopf verloren hatte, stürzte sich ins Wasser und machte es so wie der berühmte Grivouille, der aus Furcht, naß zu werden, in den Fluß sprang. Einige Tiere schienen ganz gefaßt den unvermeidlichen Tod zu erwarten, andere jammerten und winselten. Die Zuschauer lachten meistens aus vollem Halse. (!)

Länger als zwei Stunden lag das Schiff so fest; endlich packte es ein Stromwirbel von der Seite und riß es fort; bald darauf trat der letzte mit Spannung erwartete Augenblick ein: es schwebte am Rande des Wasserfalles und flog in die Tiefe.

Alle Tiere, mehrere Hundert an Zahl, verschwanden mit dem Schiffe in dem Abgrunde. Nichts tauchte wieder auf, als nur eine Ente, welche man am folgenden Tage mit keiner andern Beschädigung als einem zerbrochenen Flügel auffischte.

Diese Ente gelangte durch Kauf in die Hände Barnums, der sie als unvergleichliche Merkwürdigkeit in seinem Museum ausstellte und damit Tausende von Neugierigen anzog.

Die Erntezeiten auf der Erde.

Daß infolge der verschiedenen Zonen und der dadurch wieder bedingten verschiedenen Jahreszeiten auf unserer Erde die Getreide-Ernte in äußerst differierenden Epochen stattfindet, ist eine allbekannte Tatsache; daß diese Epochen aber insgesamt mehr als drei Viertel des Jahres umfassen, und es so nur drei, ja man kann wohl sagen, nur zwei Monate giebt, in welchem nicht irgendwo auf Erden Getreide geerntet werde, dieses Faktum dürfte nicht jedermann wissen. Es ist darum vielleicht nicht ganz ohne Interesse, wenn wir in Folgendem einen Ernte-Kalender unseres Planeten hier mitteilen. In Australien, Neu-Seeland, dem größten Teile von Chili und in einigen Strichen der argentinischen Republik findet die Ernte im Monate Januar statt; im darauffolgenden Februar beginnt sie in Ostindien und wird, je weiter gegen Norden fortschreitend, im März beendet. Mexiko, Egypten, Persien, Syrien ernten im April, während dies im nördlichen Kleinasien, in China, Japan, Tunis, Algerien und Marokko sowie in Texas im Mai geschieht. Des weitern erntet man in Californien, Spanien, Portugal, Italien, Griechenland, auf Sicilien und in einigen der südlichsten Departements von Frankreich im Monat Juni. Im übrigen Frankreich, in Oesterreich-Ungarn, Südrußland und in einem großen Teile der Vereinigten Staaten von Nordamerika findet die Ernte im Juli statt und im August folgen dann Deutschland, Belgien, die Niederlande, Dänemark, New-York. Im September endlich kommen Schottland, Schweden, Norwegen, der größte Teil von Canada und Rußland an die Reihe und in den nördlichsten Gegenden des letztgenannten Reiches sowie in Finnmarken findet das letzte Einbringen der dürftigen Fehsung gar erst im Oktober statt. Es sind also allein die Monate November und Dezember, in welchem faktisch auf Erden keine Ernte-Thätigkeit vor sich geht.

Lebfrüchte.

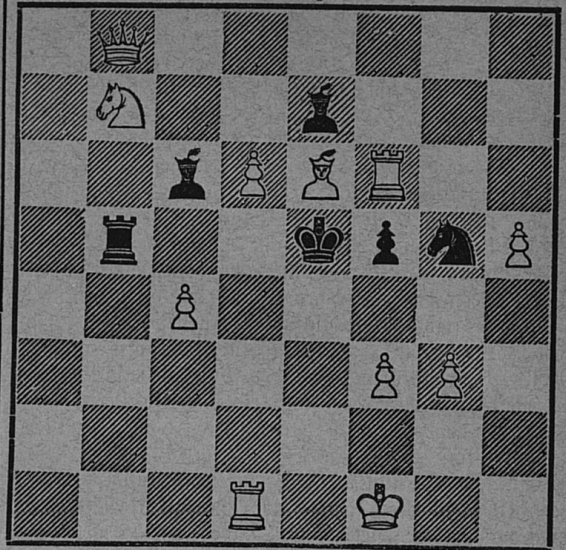
Es ist eine der größten Inkonsequenzen des menschlichen Geistes, daß wir auch von denen bewundert sein wollen, welche wir gering schätzen.

Weisheit und Wein berauschen am meisten den, der ihrer nicht gewöhnt.

Schachaufgabe

von S. Blachuta.

Schwarz.



Weiß.

Mat in 2 Zügen.

Auflösung der Aufgabe in Nr. 1 des Erzählers:

- A. 1. T a 8 — a 3 1. K e 4 — f 3
- 2. L b 3 — d 5 mat.
- B. 1. 1. K e 4 — d 3.
- 2. Sp h 1 — f 2 mat.
- C. 1. 1. K e 4 — f 5.
- 2. Sp h 1 — g 3 mat.
- D. 1. 1. Sp c 3 beliebig.
- 2 L b 3 — c 2 mat.

Richtig gelöst von Fr. Cl. W., C. W. hier und J. in Hilden.

Rätsel.

Was ist es, das den Geist erhellt
Und schärfet seinen Blick,
Das manches Leben doch vergällt
Und trübet manch Geschick?

Was ist es, das das arme Herz
Um seine Ruhe bringt,
Und ihm nur Kummer, Gram und Schmerz
Durch seine Macht aufzwingt?

Den Menschen quält's sein Leben lang
Das sonderbare Ding,
Und wer es nicht darniederzwang,
Dess' Hoffnung ist gering.

Auflösung des Rätsels in vor. Nr.:

Nachtmütze.